

Heimat

In vielen Windungen, als liebe er zu sehr das schöne Frankenland, um es in raschem Zuge zu durchheilen, zieht still der Main dem Rheine zu, dem fernen Meere. Was die Ufer an Schönheit schenken, nimmt er begierig in seinen Spiegel: Hohe, sanft geschwungene Berge, mit Reben oder mit Wäldern bewachsen, freundliche Dörfer, alte, mauerumgürtete Städte.

Tief hat er sein Tal in die Erde gebettet und südliche Wärme nistet darin, so daß in jedem neuen Frühling das Blühen schon sein Ufer umschäumt, wenn droben hinter den Bergesrändern die kahlen Äste noch fröstelnd fingern, um auch ihren Teil von der Gnade zu fangen, die über das Land verschwenderisch strömt. Und sie kommt auch zu ihnen, ein wenig verspätet, aber in gleicher Fülle und Pracht, und überschüttet die Hügel und Felder, die Wälder und Dörfer.

Ja droben hinter den Rändern des Tales, in denen nur manchmal ein Seitentälchen gleich einer schmalen Pforte sich öffnet, ist auch noch Land, sind Häuser und Menschen, die ihre Freuden und Leiden tragen, wie unten und ferne, wie dort und wie hier. Unten ziehen Schiffe und Flöße, brausen Züge, oben aber wohnt einsame Stille. Der Wind, die Jahreszeiten und Jahre gleiten leise wechselnd darüber, bringen und nehmen und gliedern das Leben, das ebenso tief und stark ist wie draußen. Es blühen die Wiesen, es reift das Korn, es neigen sich fruchtbeladene Zweige, und schließlich deckt alles der endlose Schnee. Es spielen Kinder, es schaffen starke Männer und Frauen, es sitzen Greise am Zaun in der Sonne, und schließlich deckt sie alle die Erde.

Doch immer wieder blühen die Wiesen, jauchzen die Kinder . . .

Dort oben liegt ein verschollener Ort, dem nicht einmal der Titel Dorf, dem nur die Bezeichnung Weiler zusteht. Er muß sogar dem Namen Erlenbach, den er mit einigen andern Orten in Franken teilt, noch die Bestimmung "Höfe" anhängen, damit

man ihn unterscheide und finde. Inmitten der Obstbäume, Wiesen und Felder, im ersten Rahmen der Wäldertiefe acht Bauernhöfe, eine Kapelle und eine Schule, klein und gering nach dem Maße der andern, für mich die Heimat und alles, was dieses Wort umschließt an Liebe, Fülle, Erlebnis, Sehnsucht.

Wald war die große Wiege des Knaben, Wald rauschte dunkel bis in die Kammer, Wald erbrauste in Sturmesnächten und ließ die Seele des Kindes erschauern. Gut war der Wald, doch auch finster und drohend. Geheimnis war er, und doch auch bergende, schirmende Grenze. Er trennte die wahre und wirkliche Welt, die erlebte und zu ermessende, von jener fremden und zweifelhaften, die irgendwo draußen bestehen sollte.

Zu ermessende? Ist nicht selbst dies schon zu viel gesagt? Denn wirklich und wörtlich zu ermessen war kaum das Haus, geschweige denn der Ort und sein Umkreis. Es reichten dazu die paar Kinderjahre bei weitem nicht aus, und auch der Erwachsene findet kein Ende, sobald er sein Erinnern ausschickt, die Weite seiner Heimatwelt nach allen Seiten zu durchwandern. Die alten, unsterblichen Kinderspiele, die ich mit Gregor, dem altersgleichen Freunde oder mit anderen Buben spielte, tauchen umglänzt aus den Tiefen empor und bevölkern die Kammern, Winkel und Wege. Unverlierbar atmet ihr Zauber in meinem Herzen; aber ich müßte dennoch verzweifeln, ihn einem andern weisen zu wollen, glühte er nicht in jeder Seele aus eigener Erinnerung auf.

Wie einsam auch mein Heimatort träumt, dennoch liegt er nicht weit entfernt von dem schönen Fluß und dem Eisenweg an seinem Ufer, der große, ferne Länder verbindet. Hier umwallt der Main auf drei Seiten die Höhen, als wollte er sie noch liebender in die Arme schließen. Trat man an einem stillen Abend vor die Haustür und lauschte schweigend, so konnte man, je nach der Richtung des Windes, manchmal

deutlicher, manchmal gedämpfter, die Züge im Tale brausen hören.

Bisweilen drang ein langgezogener, dunkler Sirentonton herauf. Dann sagte wohl Vater oder Mutter: "Horch, Hermann, die Meekuh schreit!" Als ich aber schließlich zum ersten Male mit nach Lohr hinunter durfte und auf der hohen steinernen Brücke die Mutter mich liebevoll emporhob, damit ich übers Geländer hin-

weg den Fluß erblicke, und als sie deutend zu mir sagte: "Guck, Hermann, do fährt die Meekuh", da war ich ein wenig erstaunt und enttäuscht, nicht eine schwimmende brüllende Kuh, sondern ein flaches Schiff zu sehen, das aus dickem Schlotte qualmte und eine Reihe beladener Schiffe langsam hinter sich her schlepte.

Doch auch dies war ja schließlich' stauenswert und wunderbar.

Aus "Kind zwischen Wäldern", Ausgewählte Dichtungen, erschienen im Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn.

Hermann Sendelbach, der am 8. 4. 1894 in dem unterfränkischen Ort Erlenbacher Höfe bei Lohr geboren wurde, ist am 12. 6. 1971 in Schliersee gestorben. Ein Leben lang im Schuldienst tätig, schenkte er der deutschen Dichtung eine Reihe formvollendeter und inhaltlich ebenso gewichtiger Bücher, wie "Aufgesang", "Saat und Ernte", "Tag und Nacht", "Ein Weg", "Vertrauensruf", "Erdgeschwister", "Unermeßlicher Augenblick". Nach seinem Heimgang hat er noch eine Dichtung hinterlassen mit Versen um die verehrungswürdige Erscheinung des Papstes Johannes XXIII. Von der Dauthendey-Gesellschaft wurde Hermann Sendelbach für seine Verdienste um die fränkische Dichtung schon 1964 mit der Dauthendey-Plakette ausgezeichnet; er war auch eines der ersten Mitglieder des Münchner Tukan-Kreises.

Willi Trapp

Der letzte Häcker

Er hieß Fridolin. Er hieß wirklich so, und wenn wir ihm einen Namen hätten geben wollen, wir hätten keinen besseren gefunden.

In seinem Weinberg haben wir ihn kennengelernt, als wir nach großer Wanderung ins Maintal hinunterstiegen. Wir sehen ihm bei der Arbeit zu, froh darüber, eine kleine Rast einlegen zu können. Die Mittagssonne warf einen tiefen Schatten über seinen Hut in das zerfurchte Gesicht. Nur der schneeweiße Schnurrbart schien wie aus sich selbst zu leuchten. Der Mann band die Reben an, eine nach der anderen, ohne Hast und ohne aufzublicken. Unsere Jüngste sagte ganz leise, er müßte seine struppigen Barthaare auch einmal so sorgfältig aufbinden, und wir mußten alle darüber lachen. Da war, als ob unser Lachen einen Bann gebrochen hätte. Er hielt in der Arbeit inne und betrachtete uns, einen nach dem andern. Dann fragte er, woher wir kämen, und als er Würzburg hörte, wiederholte er seltsam

langsam: Würzburg! Dann aber schien es, als ob er sich wieder abwenden wollte. Eines der Kinder hatte sich auf einen Steinhaufen gesetzt, der wie eine Mauer den Weinberg begrenzte. Spielend hob es einen der Steine auf und warf ihn wie einen Ball in die Luft. Da zog eine tiefe Furche über das rauhe Gesicht des Alten und er sagte zu uns, ohne Worte: "Diese Steine, die habe ich und mein Vater und mein Großvater und alle meine Vorväter aus dem Weinberg gelesen – hieher getragen – jeden einzelnen Stein . . ."

Wußte er denn nicht, sie werden kommen mit Maschinen und Traktoren und werden alles umwühlen und die Steine wegschleudern und damit eine Betonstraße bauen . . . wußte er das nicht? Wir trauten uns nicht, ihn zu fragen. Sein Blick ging über die Rebstöcke und blieb an jedem einen Augenblick hängen, wie vorher an uns. Wir fragten ihn nach seinen Kindern. Der Bub ging in die Stadt zur Schule. Der